

Wagnis im Glauben

Von Max Raft S. J.

Das Wagenkönnen scheint etwas nur dem Menschen Eigentümliches zu sein. Das Tier kennt kein Wagnis; ihm ist die Bahn seines Handelns vorgezeichnet durch die Natur; mit instinkthafter Sicherheit wird es auf den richtigen Weg geleitet. Auch Gott »wagt« nichts; für ihn gibt es keine Ungewißheit und kein Dunkel, darum auch keine Unsicherheit. Dagegen ist die körperliche und geistige Entfaltung des Menschen ohne beständiges Wagen nicht denkbar. Das kleine Kind, das die ersten furchtsamen Schritte wagt zu den ausgestreckten Armen der Mutter, ist Symbol für das ganze menschliche Leben.

Alle Kulturfortschritte sind erkauft durch den Einsatz materieller und geistiger Güter. Neue Zonen der Erde erschließen sich nur dem kühnen Forscher, der sich in Gebiete wagt, für die es noch keine genau ausgefertigten Karten gibt. Das schöpferische Genie in der Wissenschaft muß den Mut aufbringen, ausgetretene Pfade zu verlassen, bisher gesicherte Resultate in Frage zu stellen und allein auf seinen Stern vertrauend voranzutasten. Die großen Sozialreformer, die Erneuerer gesellschaftlichen und kirchlichen Lebens standen meistens allein, verpöbelt und angefeindet von einer Umwelt, die sie nicht verstand, nicht verstehen konnte.

Aber nicht bloß die Ausnahmemenschen, die Männer und Frauen großen Formats, müssen den festen Boden verlassen, müssen die Brücken hinter sich abbrechen. Ohne Wagnis und Einsatz würden wir alle uns um das Kostbarste im Gemeinschaftsleben bringen, um die Werte, die aus gegenseitiger Liebe und Hingabe fließen. Wer immer einem andern Menschen sich in aufrichtiger Liebe und Treue hingibt, nimmt damit das Wagnis dieser Hingabe auf sich. Die tägliche Erfahrung wie die Menschheitstragödien in Familie und Einzelleben bestätigen immer wieder das Schriftwort »Omnis homo mendax«, kein Mensch ist absolut zuverlässig. Wie manches Jawort ist schon in frohgläubiger Zuversicht am Traualtar gesprochen worden, das später zu einer drückenden Fessel wurde für einen Teil oder für beide Teile. Wie oft hat sich ein Geheimnis, das wir in unbedingtem Vertrauen einem Freund mitgeteilt, infolge der Wandelbarkeit des menschlichen Herzens zu einer gefährlichen Waffe in der Hand unseres »Feindes« gewandelt.

Wenn der Mensch trotz alledem das Wagnis auf sich nimmt, so geschieht dies stets aus einem großen Glauben heraus. Entdecker und Forscher glauben an ihre Idee, der Reformator glaubt an seine Aufgabe, die Menschen, die sich einander in Liebe und Freundschaft schenken, glauben ein jeder dem andern. Der Glaube ist mehr als eine kühle Überlegung, als eine trockene Berechnung. Er sieht Wirklichkeiten, wo der kalte Verstand im Nebel tastet; denn nur für Wirklichkeiten, für blendende Wirklichkeiten vermag sich der Mensch rückhaltlos einzusetzen. Die

Mißerfolge aber, die Tücken des Schicksals wie des menschlichen Herzens, sind eben nur Möglichkeiten. Sie bleiben dies um so mehr, sie stehen der Wirklichkeit um so ferner, je weniger der Mensch mit ihnen rechnet, je entschiedener er den Einsatz wagt. Je vorbehaltloser wir das Wagnis auf uns nehmen, desto sicherer ist die Aussicht auf Erfolg, desto mehr eröffnen sich uns neue Bereiche des Wissens und menschlichen Liebesglückes, die nur dem Mutigen geschenkt werden.

Damit kommen wir zum innern Sinn des Wagnisses, zu seiner Seinsbedeutung für das menschliche Leben. Fichte meint, freilich unter seiner falschen idealistischen Voraussetzung, der Mensch müsse sich Widerstände setzen, um durch deren Überwindung zu sich selber zu kommen. Dieser Gedanke enthält, richtig gedeutet, die Aufhellung des Wagnisses für das menschliche Dasein. Der Mensch muß immer wieder vor Schwierigkeiten und damit vor ganz persönliche Entscheidungen gestellt werden, um seinen geistigen Selbstbesitz zu wahren; er muß seine geistige Persönlichkeit in stetem Kampf immer wieder neu sich erobern. Pflanzen und Tiere leben eigentlich nicht sich selber, sie werden eher gelebt. Der bloße Sinnenmensch, der Launenhafte, der Oberflächencharakter werden gelebt von ihrer Umgebung, von ihren Launen und Trieben. Ein solcher Mensch ist eigentlich nie »er selbst«; er führt ein uneigentliches Leben, das Leben des »man«. Erst am Widerstand erwacht der persönliche Wille, entwindet sich der Mensch all den Fesseln, die Natur und Gewohnheit um ihn geschmiedet haben, wird er frei und schöpferisch. Darum bergen die Zeiten allzu großer Sicherheit leicht die Gefahr geistiger und sittlicher Erschlaffung in sich. Und vielleicht liegt die Triebfeder zu manch gefährlichen Sportleistungen, besonders im Bergsteigen, im unbewußten und berechtigten Drang, sein Leben und sein Selbst wieder aufs Spiel zu setzen, um es so von neuem zu gewinnen.

Allerdings darf man dabei nicht übersehen, daß es ein Wagen geben kann, das nicht so sehr in äußern Taten sichtbar wird, daß überhaupt die tiefsten, verantwortungsvollsten Entscheidungen sich in einer ganz andern Ebene vollziehen als die Heldenleistungen der Welt. Es ist nicht nötig, daß dem Menschen zuerst alle Brücken weggeschwemmt werden, daß ihm alle irdischen Sterne erlöschen, um das »Wagnis aller Wagnisse« zu vollziehen, das Wagnis mit Gott.

Dem »Wagnis mit Gott«, um dieses Wort vorläufig zu gebrauchen, kommt ein ganz eigener Charakter zu, es geht ums Letzte. Bei allen andern Wagnissen setze ich zwar höchste irdische Werte aufs Spiel, Vermögen, Ehre, selbst das Leben. Aber in diesem »Wagnis« geht es um noch Tieferes, um meine »Persönlichkeit«, um den Kern meines persönlichsten Seins. Sobald das Letzte, Absolute in seiner erdrückenden Wucht dem geistigen Auge aufleuchtet, wird vor alles andere Geschehen, auch vor alle Wagnisse ein neues »Vorzeichen« gesetzt. Es ist, um einen Vergleich zu gebrauchen, wie wenn ich mein Schreibzimmer mit all seiner gewohnten Einrichtung auf einem Flugzeug in 3000 Meter Höhe hätte und so meinen Studien obläge. Die Arbeit ist dieselbe, die nächste Umgebung ist die vertraute, aber – unter mir gähnt der Abgrund. Die innere Auseinandersetzung mit Gott gilt als

das höchste »Wagnis« im Menschengeschehen. Und wie jedes Wagnis kann auch dieses nur im Glauben gewonnen werden.

Aber ist der Glaube an Gott nicht selber schon ein Wagnis? Also eine Unsicherheit wird durch eine andere überwunden? Oder ist dieser Glaube vielleicht ein Wagnis ganz eigener Art, auf welches das Wort in seiner gewöhnlichen Bedeutung nicht mehr zutrifft? Zur Klärung dieser Frage mag es gut sein, den Wagnischarakter des Glaubens auf seine Herkunft zu untersuchen.

In der »dialektischen Theologie« und in den ihr verwandten Richtungen des Protestantismus ist viel vom Glauben als einem Wagnis die Rede. So schreibt K. Barth im Römerbrief: »Glaube an Jesus ist das Wagnis aller Wagnisse. . . . Glaube ist immer das gleiche Trotzdem, das gleiche Unerhörte, das gleiche Wagnis. Glauben bedeutet für alle die gleiche Verlegenheit und die gleiche Verheißung. Glaube ist für alle der gleiche Sprung ins Leere.«¹ Zum Verständnis dieses und ähnlicher Texte muß man sich bewußt bleiben, daß für die »dialektische Theologie« ein unüberbrückbarer Abgrund klafft zwischen Gott und Mensch, zwischen Gott und Welt. Diese weist keine auch noch so schwache Spuren Gottes auf; sie ist keine Enthüllung, sondern nur Verhüllung Gottes. Darum ist von allen Anmaßungen des Menschen »das, was man gemeinhin Religion nennt, die ungeheuerlichste. Denn sie ist die Anmaßung, vom Endlichen aus und mit den Kräften des Endlichen zum Unendlichen kommen zu können; sie ist die Anmaßung, einen absoluten Gegensatz, den zwischen Schöpfer und Geschöpf, vom Geschöpf her überbrücken zu wollen. . . .« (Gogarten). »Es gibt keine menschlichen Voraussetzungen (pädagogische, intellektuelle, ökonomische, psychologische etwa), die dem Glauben vorgängig erfüllt sein müßten. Es gibt keine menschliche Hinleitung, keinen Heilsweg, keine Stufenleiter zum Glauben, die etwa erst zurückgelegt sein müßte. Glaube ist immer das erste, die Voraussetzung, die Begründung.«²

Dies alles gilt nicht bloß vom Glauben an den »übernatürlichen« Gott; die Vertreter dieser Ansicht kennen die Scheidung gar nicht zwischen einer natürlichen und übernatürlichen Theologie und dementsprechend zwischen einem zweifachen Glauben.

Wie kommen wir denn zu Gott? Nur durch den blinden Sprung in den Abgrund. Dieser Sprung, diese existentielle Entscheidung allein läßt ihn finden. Es ist, als ob ich in einem dunklen Raum mit einer Person redete, deren Gegenwart ich nur gewiß bin, solange ich mich mit ihr unterhalte. »Nur während ich mich unterwinde, mit Gott zu reden und auf ihn zu hören, sehe ich mit hellfeherischer Klarheit, was das Wort Gott eigentlich bedeutet. Ich sehe dann, daß in Gott alles ruht, daß ich auf alles andere getrost verzichten kann, wenn ich nur ihn habe. Sobald ich aus dieser Haltung herausfalle, umfängt mich wieder die Macht der sichtbaren, greifbaren Wirklichkeit, ich sinke wieder in die säkulare Haltung hinab, in der mir der Gottesgedanke wie ein abstrakter, widerspruchs-

¹ Der Römerbrief³ (München 1924) 73/74.

² Barth a. a. O. 74.

voller und lebensfremder Begriff erscheint . . . »³ Es gibt also weder eine vorherige Sondierung des Weges noch eine nachträgliche Prüfung oder Rechtfertigung. Und dieses Wagnis, diese Entscheidung ist es, was die moderne protestantische Theologie »Glauben« nennt. »Glaube ist darum nie fertig, nie gegeben, nie gesichert, er ist, von der Psychologie aus gesehen, immer und immer aufs neue der Sprung ins Ungewisse, ins Dunkle, in die leere Luft.«⁴ Mit andern Worten: menschlich rational betrachtet, ist der Glaube die höchste Ungewißheit; er trägt seine Rechtfertigung nur im Vollzug seiner selbst. Oder noch genauer ausgedrückt: seine Sicherheit kommt ihm nur von Gott her, der im Menschen – wenigstens nach der Auffassung von Barth – den Akt des Glaubens setzt.

Anders liegt die Struktur des Glaubensvollzuges nach katholischer Auffassung. Wir wollen hier nicht in eine Erörterung eintreten über die recht schwierige theologische Frage bezüglich des Ineinandergreifens natürlicher (logischer oder psychologischer) und übernatürlicher Momente im Glaubensakt. Wir wollen nur untersuchen, inwieweit unsere praktische innere Auseinandersetzung mit Gott ein »Wagnis« in sich schließt. Dadurch fällt von selber auch Licht auf den »Glauben« an Gott.

Eine erste Auseinandersetzung mit Gott stellt das Ringen um die Überzeugung von dessen Dasein dar. Das Vatikanische Konzil spricht von einem »certo cognosci posse«, von der Möglichkeit einer sichern Erkenntnis Gottes. Wir wissen, daß diese Erkenntnis sich auch wissenschaftlich unterbauen läßt, daß Gottes Dasein theoretisch einwandfrei feststellbar ist. Aber etwas anderes ist die objektive Beweiskraft eines Schlußverfahrens, etwas anderes das persönliche Überzeugtsein. Wer von einem Gottesbeweis eine derart zwingende Einsicht fordert, wie sie durch eine mathematische Lösung aufgedrängt wird, wird keinen Gottesbeweis schlüssig finden. Dem reflexen, analysierenden Denken stellen sich diese Beweise meistens dermaßen beladen mit uneinsichtigen Voraussetzungen dar, oft auch so unübersichtlich, daß sie ihm bei scheinbar bestem Willen kein Ja abnötigen können. Gottes Dasein läßt sich eben nicht »errechnen«, kann nicht »experimentell« festgestellt werden. Wenn dennoch das natürliche, ursprüngliche Denken vom Dasein Gottes fest überzeugt ist, wenn der Mensch fest an Gottes Existenz »glaubt«, so wirken noch andere Kräfte mit außer dem nüchternen, kalten Verstand. Erst Fühlen, Anschauen und freies Wollen bringen im Verein mit dem Denken jene geistige Gesamtschau zustande, die den Menschen der Wahrheit gefangen gibt.

Diese seelische Gesamthaltung trägt scheinbar »Wagnischarakter«; denn sie setzt ein gewisses objektives Dunkel voraus und damit eine letzte Ungewißheit für den Verstand. Sie fordert dessen Einsatz, insofern er auf eine letzte zwingende, sagen wir mathematische Einsicht verzichten muß. Aber dieser Verzicht ist kein unwür-

³ K. Heim, Glaube und Denken³ (Berlin 1934) 213.

⁴ Barth a. a. O. 73.

diger; er wendet sich nur gegen die nie zur Ruhe kommende Reflexion, die schließlich am eigenen Denken irre wird. Der Glaube an Gott verlangt noch mehr den Einsatz meiner Freiheit und Selbstherrlichkeit. Nur der Demütige vermag Gott zu finden. Denn das Finden Gottes heißt Anerkennung Gottes, und das heißt sich als an ihn gebunden betrachten. Nur um den Preis dieses absoluten »Wagnisses« wird Gott gefunden. »Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen«, gilt auch hier.

Näher betrachtet, ist der Glaube an Gott dennoch kein Wagnis; denn er ist nicht ein »Sprung ins Leere«, in die Ungewißheit. Ich kann mir vernünftige Rechenschaft geben von meinem Glauben; Gefühl und Willensentscheidung ersetzen keine Lücken im logischen Gefüge meines Denkens. Gott entschwindet mir nicht, wenn ich zurückschaue auf den Weg, der mich zu ihm geführt hat. Im Gegenteil, gerade von der gewonnenen Höhe aus, in der Sicherheit meiner Überzeugung, wird er mir erst recht als ein Weg zu Gott sichtbar. Im ruhigen Glauben an Gott werden mir auch die Beweise in ihrer objektiven Durchschlagskraft erst recht verständlich.

Es ist eine Erfahrungstatsache, daß am Beginn dieses Weges zu Gott gar oft irdische Wagnisse stehen. Die irdische Ungeborgenheit, der wir uns immer wieder ausgesetzt sehen, lenkt unsern Blick unwillkürlich auf das absolute »Wagnis« mit Gott. Wenn der Mensch der Brüchigkeit aller irdischen Stützen innerwird, wenn er sieht, daß er aus dem täglichen irdischen Wagen gar nicht mehr herauskommt, nimmt er lieber das »absolute Wagnis« auf sich, um einen Halt zu haben. Not führt zum Glauben – oder der Mensch muß mit der Zeit innerlich zerbrechen. Kein vernünftiger Wanderer wird sich Stunden und Tage im Nebel weiter tasten, wenn er gar keine Aussicht hat, schließlich doch an das ersehnte Ziel zu gelangen. Kein besinnlicher Mensch wird im bloßen Wagen einen Lebensinhalt finden, wird sich innerlich damit abfinden können, gleichsam von einem Eisblock auf den andern zu springen, ohne Aussicht, endlich dem Treibeis zu entrinnen und sichern Boden zu gewinnen. Ohne Aussicht auf Erfolg verliert das Wagen überhaupt seinen innern Sinn und sittlichen Wert.

Der Glaube an Gott, der sich freilich im täglichen Leben immer neu bewähren und festigen muß, enthebt uns zwar nicht des irdischen Wagens. Aber er nimmt den gefährlichen Situationen zum großen Teil das Unheimliche und Drohende. Der Gläubige weiß ja, daß die Welt einen Sinn hat, daß das Leben nicht bloß ein Chaos ist; sein Glaube verleiht ihm innere Ruhe und Sicherheit, hat ihm Felsengrund unter die Füße gegeben.

Dies alles gilt in erhöhtem Maß vom »übernatürlichen Glauben« an die Offenbarungswahrheiten. Hier eröffnet sich der gläubigen Schau völliges Neuland, eine Welt, die hoch hinausragt über alle rein natürliche Einsicht. Und das Betreten dieses Neulandes ist gefährlich; es birgt Abgründe in sich, vor denen sich nicht bloß unser Denken fürchtet, das nicht gern im Dunkel tastet; der ganze auf diese Welt eingestellte Mensch wird von einem stillen Bangen ergriffen. Der Glaube an die Übernatur bedingt eine solche Umkehr aller Werte

- man denke nur an die Forderungen und Seligpreisungen der Bergpredigt -, daß sich der natürliche Mensch überhaupt nicht mehr zurechtfindet. Gertrud von Le Fort hat in einer ihrer Hymnen dieser Seelenhaltung ergreifenden Ausdruck verliehen.

»Ich bin in das Gesetz deines Glaubens gefallen wie in ein nachendes Schwert!
Mitten durch meinen Verstand ging seine Schärfe, mitten durch die Leuchte
meiner Erkenntnis!

Nie wieder werde ich wandeln unter dem Stern meiner Augen und am Stab
meiner Kraft!

Du hast meine Ufer weggerissen und hast Gewalt angetan der Erde zu meinen
Füßen!

Meine Schiffe treiben im Meer: alle meine Anker hast Du gelichtet!
Die Ketten meiner Gedanken sind zerbrochen, sie hängen wie Wildnis im
Abgrund.

Ich irre wie ein Vogel um meines Vaters Haus, ob ein Spalt ist, der Dein
fremdes Licht einläßt,

Aber es ist keiner auf Erden, außer der Wunde in meinem Geist -

Ich bin in das Gesetz deines Glaubens gefallen wie in ein nachendes Schwert!
(Hymnen an die Kirche)

So scheint der Glaube an den »übernatürlichen Gott« wirklich das »Wagnis aller Wagnisse« zu sein. Hier scheinen sich katholische und dialektische Theologie die Hände zu reichen. Aber es ist tatsächlich nur ein Schein. Denn für den Katholiken bedeutet dieser Glaube trotz aller Fährnisse keinen »Sprung ins Dunkle«. Der Glaube bleibt ein »rationabile obsequium«, ein »vernünftiges Sichbeugen« vor der Wahrhaftigkeit Gottes. Wir können uns wenigstens irgendwie Rechenschaft geben über den Weg in dieses Neuland; wir haben die »praeambula fidei«, die einsichtigen Voraussetzungen des Glaubens. »Ich weiß, wem ich geglaubt habe.« Gewiß gibt es auch hier einen Sprung ins Dunkle, insofern sich mein Glaubensakt, durch den ich mich restlos auf den neuen, übernatürlichen Standpunkt stelle, nie rational auflösen läßt. Hier fließen ja nicht bloß Wollen und Fühlen als treibende Kräfte des Denkens mit ein; hier ist vor allem die Gnade mittätig. Ob deren Einfluß sich irgendwie psychologisch feststellen läßt, ist eine schwierige Streitfrage unter den Gottesgelehrten, auf die wir nicht einzugehen brauchen.

Es wird wohl weder dem theoretischen Denken noch dem praktischen Erleben jemals gelingen, den Weg zu rekonstruieren, der zum übernatürlichen Glauben geführt hat. Es bleibt stets eine Dunkelheit nicht bloß im Inhalt des Glaubens, sondern ebenso in seinem Werden. Und unter dieser Rücksicht könnte ein Außenstehender ihn ein »Wagnis« nennen. Für den gläubigen Katholiken ist der Glaube gar kein Wagnis, für ihn heißt »glauben« nicht, sich auf ein stürmisches Meer begeben, auf dem keine Sterne mehr leuchten. Für ihn liegen die Dinge umgekehrt und - wirklichkeitsnäher. Der Gläubige ist dem unsichern Boot entfliegen,

das, auf den tobenden Wogen des Meeres herumgeschleudert, ihn mit stetem Untergang bedrohte, um auf dem unerschütterlichen Felsen Gottes zu stehen. Als Wagnis erscheint der Glaube nur dem »natürlichen« Menschen, dem »homo carnalis«, wie ihn Paulus nennt, der nur von ihm gehört oder gelesen, ihn nie selber betätigt hat. Der Gläubige hat gar keinen Anlaß, immer wieder zu untersuchen, ob der Boden, der ihn trägt, nun auch fest sei. Er kann, wie die Kirche im Vatikanischen Konzil ausdrücklich sagt, gar keinen gerechten Grund haben, den Glauben zu ändern oder ihn in Zweifel zu ziehen⁵.

Schließlich gibt es noch eine letzte Auseinandersetzung mit Gott: es ist die restlose Hingabe an ihn im Vertrauen und in der Tat. Es ist die blinde Auslieferung an seinen Wunsch und Willen, an seinen Auftrag, wie immer er mir zuteil wird durch Menschenwort oder Schicksalschläge, durch den Aufruf in meinem Gewissen. Hier scheint es wiederum um ein absolutes »Wagnis« zu gehen. Denn hier gilt es den Totaleinsatz. Wir möchten doch immer noch irgendwie einen irdischen Halt haben, möchten unsern Weg, auch den zu Gott, selber planen. Da kommt eines Tages die Stunde, wo Gott zum radikalen Aufbruch aus unserer Selbstsicherheit aufruft, wo wir die letzte Planke loslassen sollen, um zu versinken, aber nicht im Abgrund der Leere, sondern im Ozean – der unendlichen Liebe.

Für den natürlichen, selbstherrlichen Menschen wird eine solche Hingabe zum Wagnis, dem er sich vielleicht Jahre hindurch in stillem, hartnäckigem Kampf zu entziehen sucht. Wir wissen ja nie, wohin Gott uns führt, wenn wir ihm blind die Hand reichen. Für den heiligen, wahrhaft gläubigen Christen liegt in dieser Handreichung überhaupt kein Wagnis. Er weiß ja, bei Gott gibt es kein Versagen und keine Untreue. Wer sich restlos Gott anheimstellt, kann im Grunde nichts verlieren, oder man müßte den Verlust irdischer Güter und Werte für das unendliche Gut Verlust nennen wollen.

Damit aber büßen für den Heiligen auch die irdischen Wagnisse ihren eigentlichen Wagnischarakter ein. Wagen heißt doch etwas aufs Spiel setzen, um das einem bangt, das man zu verlieren fürchtet. Aber der Heilige hat Gott schon alles überlassen, hat ihm alles preisgegeben. Gewiß, auch er spürt noch Bangen um Erfolg oder Mißerfolg, auch sein Herz blutet ob verkannter Liebe, trauert entschwundenen Menschen nach. Aber es verblutet nicht an irdischen Verlusten. Im Tiefsten wohnt das Vertrauen und die Zuversicht. »Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube.« In diesem »charismatischen« Glauben nimmt der Heilige schon auf dieser Erde teil am Leben Gottes, das keine Unsicherheit und kein Wagnis kennt. Das Atmen in der reinen Höhenluft Gottes wird freilich ein

⁵ »Wenn jemand sagt, die Lage der Gläubigen und jener, die noch nicht zum einzig wahren Glauben gelangt sind, sei die gleiche, so daß die Katholiken einen gerechten Grund haben könnten, den Glauben, den sie unter der Leitung der Kirche schon empfangen, unter Zurückhaltung des Urteils in Zweifel zu ziehen, bis sie die wissenschaftlichen Beweise der Glaubwürdigkeit und der Wahrheit ihres Glaubens erbracht hätten, der sei von der Kirche ausgeschlossen« (Denzinger-Bannwart, Enchiridion Symbolorum, ed. 21-23, Nr. 1815.)

Vorzug weniger Heiliger bleiben. Der hl. Ignatius meinte, wenn seine ganze Stiftung, an der er über 17 Jahre gearbeitet hatte, sich wie Salz im Wasser auflösen würde, so würde eine Viertelstunde Gebet ihm genügen, um den Frieden der Seele wieder zu gewinnen. Die Mehrzahl dagegen auch der besten Christen wird immer wieder ins »natürliche« Denken abgleiten, wird daher die absolute Glaubenshaltung immer neu erobern, das »Wagnis« immer neu auf sich nehmen müssen.

Von dieser Höhe des Glaubens aus ermöglicht sich nun auch ein Urteil über das »Wagnis der Sünde«. Wir meinen nicht die Sünden, wo einer ohne höhere Ziele und Ideale seinen sinnlichen Trieben folgt oder aus Menschenfurcht seine bessere Überzeugung verleugnet. Sondern es geht um jene Sünde, in der sich ein Mensch klar bewußt von Gott und seinem Gesetz losreißt, weil es ihn gelüstet nach »der Unterscheidung von gut und böse«, weil er die Gottesferne kennen lernen will, um über alle Höhen und Tiefen des menschlichen Lebens Bescheid zu wissen, weil er auch die dunklen Mächte des Schicksals für sein künstlerisches Gestalten fruchtbar machen möchte. Es sind Menschen von der Art eines Nietzsches oder Gide, die alle sittlichen Bindungen zerreißen, um so alle Möglichkeiten des Menschseins an sich zu erproben. Oder wie Sparkenbroke in Charles Morgans gleichnamigem Roman, dem die Liebe und Hingabe einer Frau nur Mittel ist zur Entfaltung des eigenen dichterischen Genies. Was andere Menschen Sünde nennen, erscheint ihnen als der Schlüssel zu verborgenen Schätzen, die sie heben wollen. Sind nicht viele Meisterwerke der Literatur und Kunst erst dadurch möglich geworden, daß der Dichter oder Künstler die Hölle zu durchwandern den Mut hatte? Ja hat nicht manchen erst dann die echte Sehnsucht nach Gott gepackt, nachdem er die Gottesferne innerlich durchkostet hatte? Wurden solche »verlorenen Söhne« nachträglich nicht zu ganz andern Streichern Gottes als die »ewig tugendhaften«, die zu Hause in sicherer Obhut ihr sittliches, aber tatenleeres Dasein führten?

Wenn das Leben in und mit Gott im Grunde aufhört ein Wagnis zu sein, so möchte das Leben ohne Gott, getrennt von ihm, tatsächlich als das »Wagnis aller Wagnisse« erscheinen. Und wie die Gottesnähe der Heiligen allem irdischen Schicksal die letzte Unheimlichkeit nimmt, so reißt die Sünde überall den Abgrund auf, auch da, wo sich der Mensch gesichert vorkommt. Metaphysisch gesehen, gähnt unter ihm ja beständig der Abgrund, die absolute Leere der Hölle. Das Leben wird zu einem einzigen, furchtbaren Wagnis. Und jedes Spielen mit dem irdischen Leben wird zu einem Spiel mit der Ewigkeit.

Läßt sich ein solches Wagnis noch rechtfertigen? Oder, was dasselbe ist, kann man ein derartiges Tun noch »wagen« nennen? Denn ein Wagnis, das sich sittlich nicht rechtfertigen läßt, verdient diesen Namen nicht mehr, es wird zur Tollkühnheit oder zur Sinnlosigkeit. Beim Wagnis muß das zu erreichende Ziel des Einsatzes wert sein. Ich darf mein Leben nicht für eine Kupfermünze aufs Spiel setzen. Der Einsatz des Sünders ist sein ewiges Heil, ja in gewissem Sinn Gott selbst. Diesem gegenüber kommt kein irdischer Wert mehr auf. Höher als alle

Kunstwerke steht die sittliche, gottverbundene Persönlichkeit, die nur gewahrt bleiben kann in Unterordnung unter das Gesetz Gottes. Daß einzelne aus dem Abgrund der Sünde zu den lichten Höhen sich emporgerungen, kann zwar nicht in Abrede gestellt werden. Aber vielfach geschah dies nicht deshalb, weil sie vorher bewußt den Abgrund aufgesucht, sondern weil sie leidenschaftliche Naturen waren, groß im Bösen wie nachher im Guten. Daß sie nicht im Abgrund liegen blieben, ist ja nicht ihr Verdienst, sondern das Werk der erbarmenden Gnade Gottes.

Gott kann aus Sündern Heilige machen. »Wo aber die Sünde überhand genommen hatte, wurde die Gnade um so überströmender« (Röm. 5, 20). Dürfen wir uns deshalb in die Sünde stürzen? Da wäre die Sünde ja ein Weg zu Gott. Der Völkerapostel wendet sich mit Entschiedenheit gegen diese Folgerung. »Was werden wir nun sagen? Sollen wir in der Sünde verharren, damit sich die Gnade um so größer erweise? Nimmermehr!« (Ebd. 6, 1.) Es wäre Vermessenheit, die besondere Gnade an sich ziehen zu wollen durch bewußte Loslösung von Gott.

So liegt in der Sünde tatsächlich kein Wagnis, falls dieses nicht seinen Sinn einbüßen soll. Wer es unternimmt, aus Freiheits- oder Wissensdrang aus dem Vaterhause Gottes zu entfliehen, mag ein natürlich reicherer Mensch sein, da er scheinbar nach dem Höchsten verlangt. Er mag Anlagen besitzen, die ihn zum Höchsten befähigen, auch im Dienste Gottes. Tatsächlich sinkt er durch die Sünde unter den »braven« Christen, der im Vaterhause Gottes bleibt. Daß es übrigens in der Nähe des Vaters nicht an heldenmütigen Kindern fehlt, die sich zum »natürlich« höchsten Wagnis aufschwingen, zur restlosen Hingabe an Gott, davon legen eine hl. Theresia von Avila und so mancher andere Heilige der Kirche bezeugtes Zeugnis ab.

Das Wagnis ist dem natürlich edlen Menschen vorbehalten. Der animalische, reine Triebmensch weiß nichts davon. Der in der Sünde verlorene Mensch nimmt dem Wagnis seine Größe und seinen sittlichen Wert. Der heilige, »vergöttlichte« Mensch aber ist gleichsam schon über dasselbe hinaus, weil ihm sein Glaube und sein Vertrauen unbedingte Sicherheit gebracht. Und doch müssen wir hier noch eine letzte Einschränkung machen. Auch für den Heiligen besteht noch eine letzte Ungeborgenheit. Kein Mensch ist seiner Ausdauer im Guten und somit seiner Auserwählung zum ewigen Heil absolut sicher, es sei denn, Gott hätte ihm diese in einer besondern Offenbarung zugesichert. Diese letzte Unsicherheit aber kann nicht mehr überwunden werden durch ein »Wagnis«; es liegt nicht in der Kraft des Menschen, sich sein letztes Ziel absolut sicherzustellen. Hier gibt nicht mehr der Wagemut den Ausschlag, sondern die Demut. Indem der Mensch in demütiger Hingabe Gott das letzte Wort überläßt, erhält sein demütiger Glaube seine Krönung.